

Jörg Fündling

Sulla

Gestalten der Antike



Jörg Fündling

Sulla

GESTALTEN DER ANTIKE

Herausgegeben von
MANFRED CLAUSS

Jörg Fündling

Sulla

*Für Wibke Reger, Kennerin ferner Länder
und autoritärer Machtverhältnisse*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2010 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Satz: SatzWeise, Föhren
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-15415-9

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur Reihe	7
Vorwort des Autors	9
Prolog: Ein Abschied	13
I. Der Senator	17
Unsolider Durchschnitt	17
Schlagzeilen	29
In der zweiten Reihe	43
Hohe Einsätze	54
II. Der Kriegsherr	69
Flucht nach vorne	69
Siege ohne Ende	78
Der Fuchs und der Löwe	95
III. Der Konterrevolutionär	113
Ein soziales Experiment	113
Tanz auf dem Vulkan	135
Der Lotse geht von Bord	148
Demontage	156
Anhang	
Anmerkungen	167
Verzeichnis der Abkürzungen	187
Zu den Quellen	191
Literaturverzeichnis	193
Zeittafel	199
Register	201

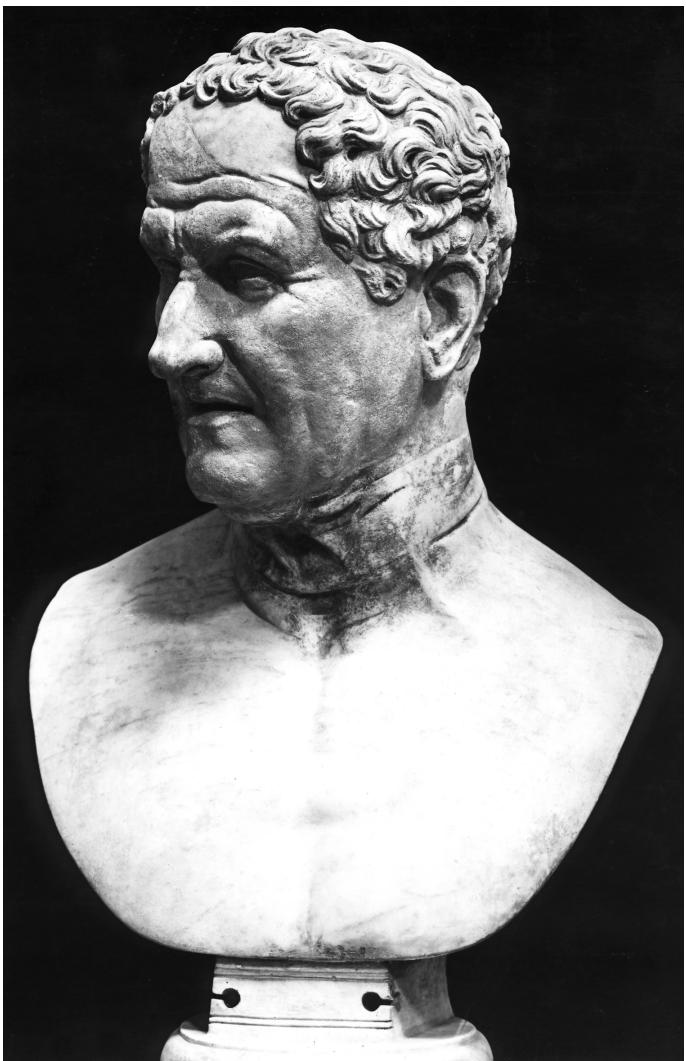


Abb. 1: L. Cornelius Sulla (?). Porträrbüste, Marmor. Rom, Vatikanische Museen

Vorwort zur Reihe

„Gestalten der Antike“ – die Biographien dieser Reihe stellen herausragende Frauen und Männer des politischen und kulturellen Lebens jener Epoche vor. Ausschlaggebend für die Auswahl war, dass die Quellenlage es erlaubt, ein individuelles Porträt der jeweiligen Personen zu entwerfen, und sie konzentriert sich daher stärker auf politische Persönlichkeiten. Sie ist gewiss auch subjektiv, und neben den berühmten „großen Gestalten“ stehen interessante Personen der Geschichte, deren Namen uns heute vielleicht weniger vertraut sind, deren Biographien aber alle ihren je spezifischen Reiz haben.

Die Biographien zeichnen spannend, klar und informativ ein allgemein-verständliches Bild der jeweiligen „Titelfigur“. Kontroversen der Forschung werden dem Leser nicht vorenthalten. So geben auch Quellenzitate – Gesetzestexte, Inschriften, Äußerungen antiker Geschichtsschreiber, Briefe – dem Leser Einblick in die „Werkstatt“ des Historikers; sie vermitteln zugleich ein facettenreiches Bild der Epoche. Die Darstellungen der Autorinnen und Autoren zeigen die Persönlichkeiten in der Gesellschaft und Kultur ihrer Zeit, die das Leben, die Absichten und Taten der Protagonisten ebenso prägt wie diese selbst die Entwicklungen beeinflussen. Die Lebensbeschreibungen dieser „Gestalten der Antike“ machen Geschichte greifbar.

In chronologischer Reihenfolge werden dies sein:

Hatschepsut (1479–1457), von den vielen bedeutenden Königinnen Ägyptens nicht nur die bekannteste, sondern auch die wichtigste, da sie über zwei Jahrzehnte die Politik Ägyptens bestimmt hat;

Ramses II. (1279–1213), der Pharao der Rekorde, was seine lange Lebenszeit wie die nahezu unzähligen Bauvorhaben betrifft;

Alexander (356–323), der große Makedonenkönig, dessen Rolle in der Geschichte bis heute eine ungebrochene Faszination ausübt;

Hannibal (247–183), einer der begabtesten Militärs der Antike und Angstgegner der Römer; seine Kriege gegen Rom haben Italien mehr geprägt als manch andere Entwicklung der römischen Republik;

Sulla (138–78), von Caesar als politischer Analphabet beschimpft, weil er die Diktatur freiwillig niederlegte, versuchte in einem eigenständigen Konzept, den römischen Staat zu stabilisieren;

Cicero (106–43), Philosoph, Redner und Politiker, von dem wir durch die große Zahl der überlieferten Schriften und Briefe mehr wissen als von jeder anderen antiken Persönlichkeit; sein Gegenpart,

Caesar (100–44), ein Machtmensch mit politischem Gespür und einer ungeheuren Energie;

Herodes (73–4), der durch rigorose Anpassung an die hellenistische Umwelt die jüdische Monarchie beinahe in den Dimensionen der Davidszeit wiederherstellte, dem seine Härte jedoch letzten Endes den Ruf des „Kindesmörders“ eintrug;

Kleopatra (69–30), Geliebte Caesars und Lebensgefährtin Marc Antons, die bekannteste Frauengestalt der Antike, die vor allem in den Darstellungen ihrer Gegner unsterblich wurde;

Augustus (43 v.–14 n. Chr.), der mit unbeugsamer Härte, aber auch großem Geschick das vollendete, was Caesar angestrebt hatte; da er den Bürgerkriegen ein Ende setzte, wurde er für die Zeitgenossen zum Friedenskaiser;

Nero (54–68), der in der Erinnerung der Nachwelt als Brandstifter und Muttermörder disqualifiziert war, auch wenn ihn die zeitgenössischen Dichter als Gott auf Erden feierten;

Marc Aurel (161–180), der so gerne als Philosoph auf dem Thron bezeichnet wird und doch immer wieder ins Feld ziehen musste, als die ersten Wellen der Völkerwanderung das Römische Reich bedrohten;

Septimius Severus (193–211), der erste „Nordafrikaner“ auf dem Thron, aufgeschlossen für orientalische Kulte; er förderte die donauländischen Truppen und unterwarf das Reich zahlreichen Veränderungen;

mit **Diocletian (284–305)** lässt man die Spätantike beginnen, die sich vor allem durch konsequente Ausübung der absoluten Monarchie auszeichnet;

Athanasius (295–373), unter den großen politischen Bischöfen der Spätantike einer der radikalsten und erfolgreichsten in dem Bemühen, den neuen Glauben im und gegen den Staat durchzusetzen;

Konstantin der Große (306–337), der im Zeichen des Christengottes in die Schlacht zog und siegte, hat den Lauf der Geschichte nachhaltig verändert; dem Christentum war nun der Weg zur Staatsreligion vorgezeichnet;

Julian (361–363), dessen kurze Regierungszeit vieles von seinen Plänen unvollendet ließ und deshalb die Phantasie der Nachwelt anregte;

Theodosius der Große (379–395), von dem man sagt, er habe mit einer rigorosen Gesetzgebung das Christentum zur Staatsreligion erhoben; er bewegte sich mit Geschick durch eine Welt religiöser Streitigkeiten;

Theoderich der Große (474–526), der bedeutendste jener „barbarischen“ Heerführer, die das Weströmische Reich beendeten,

und schließlich Kaiser **Justinian (527–565)**, der zusammen mit Theodora die Größe des alten Imperium Romanum wiederherstellen wollte; die Beschreibung seiner Herrschaft kann insofern einen guten (chronologischen) Abschluss bilden.

Manfred Clauss

Vorwort des Autors

Wenig über Lucius Cornelius Sulla ist in die breite Öffentlichkeit gedrungen. Zuschauer des Fernsehfilms *Julius Caesar* von 2002 erinnern sich vage an das ausgezehrte Gesicht eines Tyrannen, der den Titelhelden bedroht. Leser von Robert Harris' Cicero-Trilogie stolpern über den Namen und vergessen ihn gleich wieder – Allgemeinwissen ist Sulla nicht, man „braucht“ ihn scheinbar nicht zu kennen, wenn man die letzten Jahrzehnte vor der Kaiserzeit als Thriller erlebt. Doch wie so oft trügt der Schein.

In Erinnerung und Handeln eines Pompeius, Cicero oder Caesar war und blieb Sulla der Dictator höchst gegenwärtig. Sein Schatten fällt über die letzte Generation der Republik. Man sprach ungern über ihn, während man in seinen Spuren wandelte, seine politischen Erben ebenso wie seine Gegner aus Überzeugung. Er hatte Rom eine Ordnung aufgezwungen, die nach ihm zerbröckelte, als hätte niemand außer ihm sie gestützt oder gewollt. Der Blick auf die sozialen Konflikte wurde wieder frei, der Weg zurück in den Bürgerkrieg lag offen – und er wurde beschritten. Damit reduzierten sich die Ereignisse etwa zwischen den Jahren 100 und 78 v. Chr., eine Serie innerer und äußerer Krisen, die Sulla mit unerhörten Mitteln beendet hatte, in der Sicht der Späteren auf ein grausam unnötiges Zwischenspiel. Als Augustus und seine Nachfolger die Herrschaft über Rom antraten, auf Waffengewalt und das Versprechen einer friedlichen Zukunft gestützt, verdunkelte sich das Bild Sullas weiter, zum Inbegriff der römischen Selbstzerfleischung.

Bis heute kämpft die klassische Altertumswissenschaft mit Echos und Trugbildern einer Überlieferung, die in einer langen Serie traumatischer Ereignisse nach Sinn, Schuld und notwendigen Ursachen suchte. Dabei hilft es nicht, auf Quellen angewiesen zu sein, die ihr Material oft energisch umorganisiert haben, die noch öfter bloße Fragmente sind und in den seltensten Fällen zeitnah entstanden. Sogar die schärfsten Kritiker schöpfen aus Sulla selbst, der wie niemand vor ihm Erinnerungspolitik betrieb, oder doch aus seinen Bewunderern. All diese Originale sind verloren. Fenster in die Seele unserer Hauptperson sind sie nie gewesen, aber jeder Leser der genial manipulativen Selbstdarstellungen Caesars weiß, was es ausmacht, von Sullas Reden und Memoiren nur Zitate aus zweiter und dritter Hand zu besitzen.¹

Keine Nachzeichnung des Geschehenen auf dieser Basis darf allzu überzeugte Töne anschlagen. Sie leidet unter dem schnellen Wechselspiel politisch-sozialer Dynamik, innerer und äußerer Bedrohungen, das schon den

Zeitgenossen Überblick und distanzierte Analyse schwer gemacht hat: Mehreren Krisen auf einmal gegenüberzustehen ist kein Privileg des beginnenden 21. Jahrhunderts. Noch dazu hat, wer auf Sullas Scheiterhaufen blickt, seit zweitausend Jahren immer schon im Auge, was danach kam – daher die Frage, ob es sinnlos war, den Weg zum Kaisertum zu verzögern, oder menschenverachtend, eine ‚demokratische‘ Alternative zur Senats-herrschaft zu vereiteln.

Es empfiehlt sich, für den Anfang kein Ereignis als unausweichlich zu betrachten. Die Geschichte Sullas wusste nicht, wie sie ausgehen würde, als sie sich abspielte – allerdings ist Sulla der Erste gewesen, der darauf bestand, alles sei planvoll und mit einem festen Ziel geschehen. Seine Um-funktionierung zum Anti-Augustus – untadelig vor Erreichen der höchsten Macht, blutbefleckt auf ihrem Gipfel – war nach dieser Vorarbeit leicht, schon weil Sullas Leistungsbilanz, gemessen an ihrer Stabilität, verheerend ausfällt. Stabilität hat schon viel Blutvergießen entschuldigen helfen.

Attraktiv ist eine Generalverteidigung Sullas so wenig wie seine Verdammung zum hundertsten Mal. Er ist für Identifikationszwecke schlecht verwertbar. Die heutigen Begriffe „Republik“, „Diktatur“ und „Freiheit“ erkennt man in denen der Wende vom 2. zum 1. Jahrhundert v. Chr. nur gewaltsam wieder, so wie umgekehrt ein Konservativer der Gegenwart mit Grauen sieht, welche Art Elite damals seine ökologische Nische besetzte. Und war Sulla nun Reformer, Reaktionär, Revolutionär oder alles zugleich?²

Gerade ihn liebt und hasst man jedenfalls nicht ungestraft. Er half den Bürgerkrieg entfesseln und beendete ihn einstweilen, war eine verändernde Kraft erster Ordnung und ein Vorkämpfer sozialer Starre, ein Ausbund an Selbstherrlichkeit und ein versierter Schmeichler, ein unterhaltsamer Gesellschafter und ein Techniker des Terrors, ein guter Freund, ein warmherziger Liebender und ein berechnender Machtmensch, der seine Rache zu genießen wusste ... schon die Antike hat ihn mit diesen Bemerkungen zum Prototypen eines zerrissenen Charakters aus lauter Gegensätzen stilisiert.³ Es ist leicht, sich auf die Feststellung dieser Gegensätzlichkeit zurückzuziehen, und noch leichter, manche seiner vielen Facetten zu überschlagen – wir wissen nicht einmal genau, wie er aussah, und desto größer ist die Versuchung, sich ‚seinen‘ Sulla maßzuschneidern.⁴

Noch am einfachsten lässt sich herausarbeiten, was der Dictator *nicht* war. Vergleiche mit seinen vermeintlichen Amtsbrüdern der Moderne führen in die Irre; Sulla trat ohne Vernichtungsabsichten an, band sich freiwillig an die Normen jener Aristokratie, der er entwachsen war, und wurde wohl nie zum Massenphänomen. Wer sich an den „weißen Revolutionär“

Bismarck erinnert, der je nach Bedarf progressive wie restaurative Mittel wählte, kommt der Person und ihren Folgen vielleicht näher – aber Sulla führte Bürgerkrieg, statt mit ihm zu drohen, akzeptierte keine Autorität über sich und schied freiwillig von der Macht.⁵

Ob der selbsterklärte Festiger der Republik sie mit einer tödlichen Schwäche aus seiner Hand entließ, bildet den Gegenstand von Kontroversen, die noch lange anhalten werden. Mit all jenen Feldern, auf denen sich Roms Zukunft entschied – der Armee, den Provinzen, der Sozialstruktur, dem Kräfteverhältnis der politischen Interessengruppen und Institutionen –, stand Sulla in engem, möglicherweise entscheidendem Kontakt. Seine Wirkung auf jedem dieser Gebiete, absichtlich oder nicht, half aus seiner Zeit mehr als ein bloßes Durchgangsstadium zum großen Finale der Republik zu machen.

Seine Betrachter scheint dieser energiesprühende Charakter vorsätzlich irrezuführen, der Denk- und Handlungsmöglichkeiten ins Ungeahnte erweiterte und die Rolle der eigenen Person auf die Spitze trieb. Als Projekt einer Heimkehr zu verlorener Größe begann es. In welchem Maß Sulla seinen Traum wahrmachte, ist fast paradox; wie heimatlos er über den Tod hinaus unter denen blieb, die er umwarb und vor den Kopf stieß, seinen Vorbildern, Opfern und Richtern in der Senatsaristokratie⁶ – das vor allem gibt der Geschichte seines Glückes mehr Komplexität, als sie nach seinem Willen je haben sollte.

Chancen zum Durchdenken dieses Themas haben sich im Zuge meines gleichnamigen Proseminars im Sommersemester 2009 geboten. Umzüge und Presslufthämmer richten nichts aus gegen die geradezu vormoderne soziale Tragkraft des Personenverbandes, der den Lehrstuhl für Alte Geschichte am Historischen Institut der RWTH Aachen ausmacht; Prof. Dr. Manfred Clauss (Hennef) und Dr. Jens Bartels (Zürich) verdankt es das Manuskript, wenn es weniger fleckig aussieht als die Hauptperson. Meiner Familie habe ich mich wieder einmal öfterentreißen dürfen, als vertretbar war, und das in dubioserer Begleitung denn je.

Es war mir ein Herzenswunsch, das Buch einer Kennerin diktatorischer Lebensverhältnisse zu widmen, deren Freundschaft uns in allen möglichen und unmöglichen Lagen etwas von ihrem Glück abgegeben hat. Außerdem war ich den Beweis schuldig, wie wenig sich „Sulla“ als Name weiblicher Haustiere eignet.

Aachen, im Januar 2010

J. F.

Prolog: Ein Abschied

Der Morgen des Staatsaktes begann unter einem Himmel, der nichts Gutes verhieß. Schwere Wolken bedrohten das Begräbnis des Mannes, von dem sich Rom und ganz Italien heute verabschiedeten. Mit einem versteckten Lächeln quittierten es jene, die alles darangesetzt hatten, den Toten in aller Stille in ein Grab verschwinden zu lassen und ihm sogar noch – wie es der eine Konsul dieses Jahres 78, Marcus Aemilius Lepidus, getan hatte – die Ehren zu verbieten, die ihm als Senator und Patrizier zustanden. Es gab ja durchaus Gründe, ihn so zu behandeln.¹

Durchgesetzt hatte sich die Gegenposition, die vorerst noch die mächtigere war. Lepidus' Kollege Quintus Lutatius Catulus hatte im Senat – einem Senat, der kaum wiederzuerkennen war, seit der, um den es ging, seine Hand darauf gelegt hatte – die passenden Worte gesagt. Es ging das Gerücht, seine Überzeugungskunst sei durch den jungen Gnaeus Pompeius gestärkt worden, der weder Bitten noch Drohungen gespart habe. Der Tote mochte Pompeius gegen den Brauch jedes noch so kleinen Vermächtnis verweigert haben, aber von ihm gab es mehr zu erben als Geld und Wertgegenstände. Pompeius Magnus selbst hatte die Verantwortung für den denkwürdigen Leichenzug übernommen, der sich vom Sterbeort am Golf von Neapel nach Rom bewegte, einen Menschenstrom, der die goldüberzogene Totenbahre eines Königs, so schien es, mit sich schwemmte. Noch ein letztes Mal schien der schreckliche Cornelius Sulla Rom zu erobern: Seine Feldzeichen gingen ihm voran, auch jene Legionsadler, die der Karrierehelfer und Todfeind Marius eingeführt hatte; Liktoren trugen die Rutenbündel des Dictators vor ihm her; Trompeter und Bewaffnete begleiteten ihn, die Helfer seiner Kriege gegen fremde Länder und gegen das eigene. Es gab wohl wenige in Italien, deren Leben er nicht verändert hatte.²

Das alles drohte nun von einem Sturzregen weggespült zu werden. Die Verantwortlichen konnten es aus vielen Gründen nicht riskieren, die Menschenmenge auf einen anderen Tag zu vertrösten. Motive für eine Leichenschändung gab es genug, auch Gelegenheiten für Lepidus und seinesgleichen, ein andermal den Schlussakt zu durchkreuzen. Der Holzstoß, aufgebaut wie ein Kunstwerk, stand auf dem Marsfeld bereit; die Stadt, Gebäude und Menschen, trug ihr Festkleid. Es musste zu Ende gebracht werden.³

Durch Rom, das für diesen Zustrom kaum Straßen genug hatte, drängten sich die freiwillig Mitwirkenden und jene, die nur ihre Rolle spielten.

Einvernehmen herrschte weder in der Gruppe der Priester noch unter den vollzählig anwesenden Senatoren, die ihre purpurverzierte Standes- und Amtskleidung angelegt hatten, und auch nicht unter den Scharen römischer Ritter, die der Tote mit roher Gewalt auf den ihnen zustehenden Platz innerhalb der Republik gestoßen hatte. Hinter ihnen folgte die einschüchternde Armee der Veteranen, die um ihren Feldherrn und Wohltäter klagten. Fast wie am Tag seines Triumphzugs zählte man auf 210 Tragbahnen zweitausend Kränze aus Gold, als würde ein frisch ins Amt gekommener Monarch begrüßt – Spenden seiner Freunde, der Legionen, der Städte in Italien und den Provinzen. Nur die Szenen des Übermuts fehlten heute.⁴

Schließlich traf die Leiche auf dem Forum ein. Wer Grund zum Hass hatte, sollte später erzählen, sie sei von Würmern verzehrt und von jahrelangen Ausschweifungen entstellt gewesen. Für die Augen der Menge zeigte oben auf dem Sarg ein Bild des Toten, welche bestechende Schönheit er zu Lebzeiten besessen hatte, in Zimt und Weihrauchsorten statt in gewöhnlichem Wachs. Auf den Rostra, der Rednertribüne mit ihrem Schmuck aus Schiffsschnäbeln, kam die Bahre einstweilen zur Ruhe. Nacheinander defilierten die Stände, die Soldaten, das übrige Volk vorbei.⁵

Noch entluden sich die Wolken nicht. Eine klare, wohlgeübte Stimme er hob sich von den Rostra hinab über den vollen Platz und brach sich an den Säulen und Gerüsten der neuen Bauten, die der Tote begonnen hatte. Der beste Redner Roms sprang für den kleinen Faustus Sulla ein, der zu jung und ungeübt war, die Aufgabe der Leichenrede zu schultern. Mit seinen Schwestern verfolgte er, wie die inspirierten Worte des Quintus Hortensius Hortalus – der sich seiner Rolle später nicht mehr groß rühmen sollte – noch einmal die Ahnen der Cornelii Sullae aufriefen, soweit die etwas Rühmliches getan hatten; ihre Wachsmasken standen vor aller Augen, zu neuer Bekanntheit gebracht durch ihn, den sie aus dem Leben abholten und dessen Taten wieder lebendig wurden auf dem Forum Romanum, wo Jahre zuvor die Todeslisten angeschlagen gewesen waren, und von dem Podest hinunter, an dem damals die Köpfe hingen.⁶

Der Mittag war lange vorbei, als sie mit der Bahre auf die noch kaum bebauten Flächen des Marsfeldes kamen, wo nach Roms Königen, so hieß es, niemand mehr begraben worden war. Um die neunte Stunde, auf halbem Weg vom Mittag zum Sonnenuntergang, setzte man die Leiche auf den Holzstoß, schnitt nach römischem Brauch einen Finger ab, um nicht alles am Toten verbrannt zu begraben, und legte Feuer an. Näher denn je war der Wolkenbruch; ein Windstoß, der ihn anzukündigen schien, fuhr hinein und ließ die Flammen im Nu hoch emporschlagen, von den schweren Balsamgerüchen der Dufthölzer und Spezereien umgeben, die vergessen

machten, dass darunter Fleisch verbrannte. Im Kreis schritten die Ritter und nach ihnen die Soldaten um die Szene, wie in grauer Vorzeit.⁷

Der Brand kam schneller als üblich zum Ende; Teile des Scheiterhaufens glühten noch, heißt es, während man Asche und Gebeine hastig für die Urne zu sammeln begann. Und nun plötzlich, da alles getan war, folgte dem Wind der lange befürchtete Regen und jagte die Trauerversammlung auseinander. Bis die Nacht hereinbrach, strömte er herunter. Schon auf dem Rückweg in die Stadt überhäuften Catulus und Lepidus einander mit Schimpfworten; noch ehe das Jahr vorüber war, kämpften wieder Römer gegen Römer.⁸

So begruben Senat und Volk von Rom die Überreste von Lucius Cornelius Sulla, genannt der Glückliche, der auf sein Grab die Worte setzen ließ, kein Freund habe ihm je mehr Gutes und kein Feind mehr Böses getan als er ihnen. Nach seinem Tod wurde man nie einig, ob er das Unwetter, das der Republik drohte, noch einmal hinausgeschoben hatte oder ob er selber der aufziehende Sturm gewesen war.

I. Der Senator

Unsolider Durchschnitt

Für eine Patrizierfamilie im römischen Senat war der Anfang des 3. Jahrhunderts der schlechteste Zeitpunkt, politisch in die zweite Reihe zurückzufallen. Die Cornelii Rufini, Zweig eines Familienclans (einer *gens*), der wie die meisten Patrizier beanspruchte, schon zur Zeit der Könige Senatoren gestellt zu haben, sollten das schmerhaft erfahren. Viele Gefahren hatten die Cornelier schon erfolgreich bestanden. Als am Ende des langen Ringens zwischen der kleinen Zahl der Patrizierfamilien und der Oberschicht der Plebs, der gesamten übrigen Bevölkerung, auch Plebejern der Zugang zu den höchsten Ämtern und sogar den meisten Priestertümern eröffnet wurde – auf Plebejer hörten die Götter nicht, hatte es lange geheißen, und ebenso wie die Gebetsformeln war das Verhalten im Amt Geheimwissen gewesen –, blieben die Cornelier im Rennen. Im Gegenteil sollte keine *gens* der römischen Republik bis zuletzt mehr Konsuln hervorbringen als sie.

Von Zeit zu Zeit machte eine neue Seitenlinie von sich reden und stieg zu höchsten Ehren auf. Publius Cornelius Rufinus – Träger eines Beinamens, der in den Konsulisten bislang fehlte – brachte es so weit, von einem Konsul im Jahr 334 zum Dictator ernannt zu werden: Für maximal sechs Monate bildete er allein die oberste Staatsgewalt und führte die Republik vermutlich in einen der zahlreichen Kriege, die ihren Aufstieg von der Vormacht Mittelitaliens zur Herrin der gesamten Halbinsel bewirkten. Leider musste Rufinus angeblich bald wegen eines Formfehlers abtreten.¹

Sein Sohn hatte eine glanzvolle Karriere vor sich. 290 wurde dieser jüngere Rufinus Konsul, genau zur richtigen Zeit, um den langen, verlustreichen Krieg gegen die Samnitzen, Roms alte Rivalen in den Abruzzen, siegreich zu beenden; ein Triumphzug war sein Lohn. Rund fünf Jahre später war er seinerseits Dictator. Für 277 wählte das Volk ihn ein zweites Mal zum Konsul, und Rufinus, weiterhin so talentiert wie glückhaft, bekämpfte erfolgreich die griechischen Städte Süditaliens, die in einem letzten Versuch, Roms Vordringen aufzuhalten, den gefährlichen König Pyrrhos und seine Söldnerarmee ins Land gerufen hatten. Rufinus eroberte Kroton und Lokroi; nur ein zweiter Triumph blieb ihm verwehrt.²

Man sagte Rufinus Raffgier nach – vielleicht erst seit dem Jahr 275, als das Unglück die Familie traf. Von der zweiten Konsulwahl berichtet Cicero, Rufinus' alter Feind Fabricius Luscinus habe ihm angesichts der Notlage

seine Stimme gegeben und die Dankworte des Gewählten mit der Bemerkung abgeschnitten: „Ich habe mich eben lieber (vor dir) ausrauben als (vom Feind in die Sklaverei) verkaufen lassen.“ Inmitten ihrer sich rasch erweiternden Macht kultivierten die führenden Kreise Roms den Anschein spartanischer Bedürfnislosigkeit, mochte jeder von ihnen auch so reich sein wie anderswo ein Fürst. Das Gesetz schrieb vor, niemand dürfe mehr als zehn römische Pfund Tafelsilber besitzen, rund 3,3 Kilogramm, und drängte die Oberschicht damit in Landbesitz und unauffälligeres Sachvermögen; mit der Geldwirtschaft experimentierte man gerade erst. Später hätte man aus zehn Pfund gerade einmal 600 Silberdenare im Wert von 2400 Sesterzen prägen können, beileibe kein Vermögen. Aber eben darum war das Luxusgesetz zwar schnell zu umgehen, doch eine tödliche Waffe gegen Senatoren, wenn die beiden Censoren das Verhalten der Aristokratie begutachteten. Pyrrhos war 275 gerade bei Benevent vernichtet geschlagen worden, da kam ausgerechnet Fabricius zur Censur und strich, als er und sein Kollege die Senatsliste wie alle fünf Jahre neu zusammenstellten, mit Rufinus einen der vornehmsten ‚Väter‘ unter dem Beifall aller Rechtschaffenen als schwarzes Schaf, das Silber hortete, aus ihren Reihen.³

Wie lange Rufinus mit seiner Schande noch leben musste, ist unbekannt; wettmachen konnte er sie nicht mehr. Im Gegenteil hielt sich sein Fall hartnäckig als Schulbeispiel für die strenge Moral der guten alten Zeit, noch Jahrhunderte später von Rhetoren und Nostalgikern gleichermaßen aufgewärmt. Fürs Erste war die Familie entehrt. Rufinus' Sohn hatte keine Aussicht, Konsul zu werden, und stand im Abseits, während Rom die erste Runde seines Kampfes mit Karthago um die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer austrug. Zumindest den belasteten Beinamen (das *cognomen*) *Rufinus* wurde er los: Man legte ihm die Bezeichnung *Sulla* bei, der seinen Nachkommen erhalten blieb; Sulla der Dictator sollte das selbst hervorheben.⁴

In der Ämterlaufbahn, dem *cursus honorum*, stieg dieser P. Cornelius Sulla maximal bis zur Prätor auf – falls er je so weit kam. Abseits der Politik öffnete sich ihm um 250 eine ehrenvolle Nische, die den Patriziern reservierte Würde des Jupiterpriesters, des *flamen Dialis*. Doch das war eine mit Tabus überladene Funktion aus der Bronzezeit; Eisen war eine der vielen neumodischen Sachen, mit denen ihr Träger nichts zu tun haben durfte. Eine Armee oder einen Leichnam durfte Rufinus' Sohn in seiner Heiligkeit nicht einmal sehen, Rom nicht über Nacht verlassen; seine einzige Hoffnung war es, dass der Tod seiner Frau ihn amtsunfähig mache. Es wurde nicht viel daraus. Noch zweieinhalb Jahrhunderte nach dem ersten Sulla opferten Roms Patrizierfamilien, wenn überhaupt, Söhne zweiter Wahl für diese ungeliebte Ehre.⁵ Vermutlich kommt *Sulla* von *sura*,

„Wade“; man hat vermutet, hier sei das gute Aussehen des Trägers spöttisch kommentiert worden, aber denkbar wäre auch, dass die Bosheit der Zeitgenossen einen kleinen Sprachfehler nachhättte und sich dazu womöglich auf ein verkrüppeltes Bein bezog.

Der Cornelius Sulla der nächsten Generation hatte das Glück, Roms katastrophale Niederlagen gegen Hannibal zu überleben, und wurde 212 *praetor urbanus* – also für Verwaltung Roms und Rechtsprechung zwischen den Bürgern zuständig –, während der karthagische Stratege Italien verheerte, von den Konsuln und den übrigen Prätoren mit Mühe in Schach gehalten. In der verzweifelten Lage wurden die Sibyllinischen Bücher konsultiert, die legendäre Orakelsammlung aus der Königszeit, und man fand dort das Gebot, Festspiele für Apoll einzuführen und so dessen Beistand für die bedrohte Stadt zu sichern. Der Prätor Sulla veranstaltete sie, doch zu Kriegsruhm brachten es Aemilier, Claudier und wieder einmal die Cornelii Scipiones, Roms Heldendynastie für ein halbes Jahrhundert. Sulla „der Glückliche“, unsere Hauptperson, war mit der Etymologie seines *cognomen* nicht sehr glücklich und leitete es lieber von „Sibylla“ ab, nur hatte der erste Sulla, der Vater des Prätors, mit der Sibylle und deren Büchern nichts zu tun. Viele antike Autoren hat Sulla immerhin überzeugt; so ist er in romanischen Sprachen bis heute als *Sylla* oder *Sil(l)a* bekannt.⁶

Der Sieg über Karthago im Zweiten Punischen Krieg und die rasche Folge von Triumphen über die hellenistischen Mächte im Osten stürzten Rom über Nacht in ein neues Zeitalter, und die Sullae waren nicht dabei. Der Tod im Kampf gegen Hannibal oder das Übergewicht stärkerer Familien hinderten Sulla, den Prätor von 212, am Aufstieg ins höchste Amt. Wer jetzt Teil der kleinen, immer fester abgeschlossenen Aristokratie der „Leute, die man kennen muss“, der *nobiles*, war, jener Gruppe von *gentes*, die untereinander die Konsulate aufteilten, der bekam die Chance, Könige zu demütigen, Schätze zu sammeln, Provinzen und Handelsmetropolen zur Gefolgschaft seiner Familie zu machen statt wie früher Landstädtchen oder Dörfer. Langsam zeichnete sich ab, dass das römische Volk dabei war, sich ein Reich zu errichten.⁷

Damit verwandelten sich die Magistraturen einer mittelitalischen Stadt aber in etwas anderes, das zu gewinnen viel Geld kostete – Gelder, die nur aus reichen Provinzen oder einträglichen Kriegszügen zu beschaffen waren, nicht aus Landgütern in Latium oder von ein paar freigelassenen Gefolgsleuten. Das römische Volk wusste, was seine Wahl wert war, und wollte glanzvolle Spiele, anständige Geschenke von Kandidaten mit einer langen Liste ruhmreicher Vorfahren. Im Haus der Sullae reihten sich die Ahnenmasken aus Wachs, und wenn einer der Ihren begraben wurde, marschierten Schauspieler voran, die sie vor dem Gesicht trugen, aber Rufinus'

Demütigung war unvergessen, und mit jedem Jahr wuchs der Rückstand der Sullae. Sie investierten notgedrungen in Kandidaturen für die niedrigen Ämter, aber nur die höchsten brachten Erträge. Sie waren schon nicht mehr zweitklassig zu nennen, als der nächste Publius Cornelius Sulla 186 wieder die Prätur erreichte, bei der für seine Linie allmählich die Ambitionen endeten, und Statthalter der Kornkammer Sizilien wurde; 175 folgte sein jüngerer Bruder Servius als Prätor von Sardinien. Andere besiegten inzwischen in Makedonien und Kleinasiens die Erben des Alexanderreiches.⁸

Vielleicht traf in den folgenden Jahren ein neuer Schlag die ‚heruntergekommene‘ Familie, der Sallust „Untätigkeit“ – oder „Unfähigkeit“ – vorwirft. Von einem Publius Sulla der nächsten Generation hören wir nichts; falls der Prätor von 186 nicht aus Modegründen den traditionswidrigen Vornamen Lucius für seinen Erben wählte, hatte der Erstgeborene zwar seine kostspielige Senatskarriere begonnen, wurde aber durch Krankheit oder Feindeshand herausgerissen. Der Ersatzerbe hatte nicht mehr viel zu erwarten. Der Stammbesitz seiner *gens* war, in Hektar Land respektive römischen *iugera* gemessen, vielleicht noch eindrucksvoll und überzeugend, um den für einen Senator nötigen Rittercensus von vermutlich 300 000 Sesterzen Gesamtvermögen zu erreichen. Für die letzten Endes fruchtbaren Kandidaturen war jedoch viel Bargeld nötig – von reichen Gefolgsmännern oder aus Kriegsbeute, wenn man sich nicht verschulden wollte. Nur stagnierte oder schrumpfte die Zahl der Familienklienten in den Jahrzehnten des Misserfolgs unweigerlich; vielleicht verkaufte man sogar Land, und so erschöpften sich die Möglichkeiten, dem immer ferneren Ziel des Konsulats nachzujagen.⁹

Von Lucius Sulla dem Älteren kennen wir kein einziges Senatsamt, und es ist realistisch, ihn sich als Hinterbänkler zu denken, der zu wenig hatte investieren können, als es um die Bewerbungen oder eindrucksvolle Spiele ging. Vielleicht verschlug es ihn als Quästor oder Proquästor eines Statthalters, dessen Finanzen er verwaltete, in den Osten – später ließ sich König Mithridates VI. von Pontos, auf dem Thron seit 114/13, als sein Freund bezeichnen. Seine erste Frau verlor Lucius Sulla der Ältere durch Tod oder Scheidung; von ihr blieb ihm außer einer Tochter auch ein Sohn, Lucius, geboren 138. Zum Glück fand Lucius der Ältere eine reiche, aber kaum eine vornehme zweite Braut – die besten Häuser fanden bessere Partien. Es war ein Wendepunkt der Familiengeschichte, als sein alter Name neues Geld anzog, nur wusste er es nicht. Ebenso gut mochte seine Gattin kinderlos samt ihrer Mitgift zu den Eltern zurückkehren, wenn die Zeit kam.¹⁰